



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Here von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese



Als die Franzosen ums Jahr 1675 das linke Rheinufer verwüsteten, kam ein Trupp Musketiere zum Städtchen Mayen, das am Fuß der Eifel und in der Nähe von Koblenz liegt. Die Bürger hatten die Tore verrammelt und standen angstvoll auf den grauen Mauern, die ihre Stadt umgaben. Wußten sie doch, daß, wo die Franzmänner den Fuß hinsetzten, es Raub und Mord, Feuer und Plünderung gab. Dieses Mal aber verlangte das Fähnlein weder Einlaß, noch wollte es Kontribution. Ein Bote hatte den Kapitän des Häufleins ereilt, gerade als er sich anschickte, die Stadt zu berennen. Peter von Bignerol, einer der blutigsten Generale des Sonnenkönigs, verlangte alle Häuflein nach Trier, das nach allen Regeln der Kunst belagert werden sollte. Also war Eile vonnöten, denn Peter verstand seinen Leuten gegenüber keinen Spaß. Die Bürger von Mayen sahen also die Franzosen kaum Halt machen, als sie schon wieder abschwenkten. Nach Polch und der Mosel zu, von wo die beste Straße nach der Bischofsstadt ging. Und die kleine graue Stadt wäre ganz ohne Schaden davongekommen, wenn es einem der französischen Söldner nicht eingefallen wäre, dem Kapitän zu erzählen, daß die Burg, von der man die runden Türme über der Stadtmauer aufragen sah, daß diese Burg einst der Wohnsitz der heiligen Geneveva gewesen wäre und daß man in der Stadt noch immer das Andenken der so edlen und so sanftmütigen Frau in Ehren hielt. Der Musketier, der dies berichtete, war selbst ein rheinischer Jung, der halb aus Versehen zwischen die Welschen gekommen war, und der sich nun doch freute, daß Mayen unversehrt von den Feinden blieb. Aber sein Kapitän war gerade schlechter Laune. Mag sein, daß er zuviel roten Wein getrunken hatte, der bekanntlich ins Blut geht, oder er hatte sich gefreut, einmal wieder in eine wehrlose Stadt zu dringen, zu brennen und zu morden; jedenfalls stieß er einen gräßlichen Fluch aus, ließ von den zwei Haubitzen, die er mitführte, die eine laden und schoß ein großes Loch in die Stadtmauer. Denn, so erklärte er unter wiederholten Flüchen, die heilige Geneveva wäre die Schutzpatronin seiner Heimatstadt, nämlich des stolzen Paris. Und wenn es

noch eine andere Heilige dieses Namens gäbe, so wäre sie eine Betrügerin, und die Leute, die sie verehrten, müßten alle des Todes sterben.

Diese Worte blieben nur eine leere Drohung. Eilig zogen die Franzosen weiter, und die Bürger zu Mayen, die sich über den Schuß weiblich erschrafen, beruhigten sich, als sie sahen, daß es gewissermaßen nur ein Abschiedsgruß der Feinde war. Und wenn die Zeiten nicht so ernsthafte gewesen wären, würden sie sicher das Kugelloch in der Mauer gleich haben wieder flicken lassen. Aber der Bürgermeister war schon lange krank; der Stadtschreiber, der ihn im Regiment vertrat, dachte an andere Dinge, und Herr Sebastian von Wiltberg hatte die Freude, von nun an aus seinem Gärtlein, das hart an der Stadtmauer lag, einen Blick auf die blauen Berge der Eifel tun zu können. Denn gerade das Stückchen Mauer, das den Abschluß seines Gartens bildete, war getroffen worden, und die Kugel hatte sich so fest in ein dicht darunter stehendes Rosenbeet eingewühlt, daß Herr von Wiltberg sie nur mit großer Mühe herausgraben konnte.

Der Herr von Wiltberg war recht entrüstet, und zwar mit Recht. Hatte er doch grade an seinem Schreibpult gestanden und langsam und bedächtig geschrieben, als dieser Knall kam, der sein Häuschen bis in die Grundvesten beben ließ. Ein winziges Häuslein war es: zwei Zimmer, eine schmale Küche und unter dem Schieferdach noch ein Zimmerchen für einen Diener, falls man ihn hatte. Herr von Wiltberg hatte keinen. Die Käthe vom Stadtbüttel brachte ihm seine wenigen Sachen in Ordnung und kochte ihm die magere Suppe. Denn bei Herrn Sebastian war Schmalhans Küchenmeister, und er hatte schon einige Schulden gemacht, nur, um nicht Hungers zu sterben. Da er nun jung war und auf bessere Tage hoffte, hatte er sich in eine Arbeit vertieft, um nicht immer an die Not des Lebens zu denken und sogar vielleicht noch ein ganz berühmter Mann zu werden. Über die heilige Genoveva von Mayen wollte er ein langes und erbauliches Buch schreiben. Wenn das erst fertig war, dann war sicherlich der Krieg zu Ende, Herr Sebastian erhielt sein Traktament als Domherr zu Trier, und nicht allein hörte das Hungern auf: der Kurfürst erhob ihn vielleicht zum Domdechanten oder gar zum Bischof, und die Zeiten, da man hungrig war und Geld bei Handwerkseuten leihen mußte, waren vergessen.

So dachte der Herr Sebastian gerade, während er behutsam einen Buchstaben neben den anderen setzte; da war die Haubitzenkugel gekommen. Die Mauersteine flogen nach allen Seiten; wo sonst die mit Efeu bewachsene Mauer war, gähnte ein tiefes Loch, und Sebastian selbst glaubte einen Augenblick, sein letztes Stündlein wäre gekommen.

Ihm geschah aber nichts. Dort, wo die Mauer einst die Aussicht versperrte, lag plötzlich das Bergland vor ihm, und die Sonne schien in den dumpfen Garten. In der Ferne klang Waffengeklirr und Rollen von Rädern. Sebastian, der gar nicht bemerkt hatte, daß der Feind nahe war, sah ihn

abziehen und ertappte sich auf dem Wunsch, hinter ihm herlaufen und ihn zusammenhauen zu dürfen. Ein Wunsch, dessen er sich gleich schämte. Denn wollte er nicht ein Diener der Kirche und somit ein Mann des Friedens werden? Zwar hatte der Kurfürst von Trier ein Schreiben an die jungen adligen Herren erlassen, die von ihren Eltern ins Domstift zu Trier eingeschrieben waren. In diesem Schreiben sagte er, daß diejenigen, die noch nicht die kirchlichen Weihen empfangen hätten, lieber einen andern als gerade den geistlichen Beruf ergreifen sollten. Denn das Domstift hatte der schlechten Zeiten wegen aufgelöst werden müssen, und die Franzosen legten die Hand auf alles Eigentum der Kirche.

Dieses Schreiben hatte bewirkt, daß mancher junge Herr, der geglaubt hatte, als zukünftiges Mitglied des reichen Domkapitels ein gutes Leben führen zu können, verstimmt wurde. War es doch nicht leicht, in diesen Zeiten einen andern Beruf zu finden, der mühelos etwas einbrachte. Aber einige sahen ein, daß der Kurfürst es nicht schlecht mit ihnen meinte, und sie wurden Soldaten oder suchten sich an fremden Höfen durchzuschlagen so gut es eben ging. Auch Frau Emmeline von Kolben in Andernach schrieb an ihren Bruder Sebastian, er möge das Studium der heiligen Sachen aufgeben und zu ihr kommen. Sie hatte nicht gerade viel. Nur einen Weinberg, einen kranken Mann und ein halbes Duzend Kinder, die alle des Unterrichts bedurften. Wenn der Bruder ihr in dem Weinberg und bei den Kindern helfen wollte, dann hätte sie ein Zimmer für ihn und zwei gute Anzüge von ihrem Diedrich, die er doch sicher nicht mehr tragen würde, da er gelähmt war. Und dicht bei Andernach wohnten die Rickenichs mit einer großen und schönen Tochter. Sie sollten ziemlich viel Geld in der Erde vergraben haben, und ihre Weinberge trugen gut, wenn nicht der Feind sie zertrampelte. Also möchte Sebastian kommen, sobald er Gelegenheit hätte, und der Schlachtermeister Lövenich aus der Rheingasse führe nächstens nach Mayen, um einige Schweine zu kaufen. Auf seinen Wagen könnten Sebastians Habseligkeiten gelegt werden, und er selbst möge nur einen blauen Kittel anlegen, und neben Meister Lövenich hergehen. Damit niemand in ihm einen adligen Herrn vermutete, der in dieser Zeit von den Soldaten, mochten sie Freund oder Feind sein, besonders scheel angesehen würde.

Dieser Brief war vor etwa zwei Monaten in Herrn Sebastians Hände gelangt, und er hatte ihn bald beantwortet. Frau Emmeline war eine von den empfindlichen Frauen, wie Sebastian mit einem leichten Lächeln zu sich selbst bemerkte. Daher schrieb er ihr nicht, daß er sich bedankte, in ihrem Weinberg die Reben zu beschneiden und ihren unartigen Kindern Schreiben und Lesen zu lehren. Er äußerte sich auch nicht darüber, daß Herr Diedrich von Kolben ein dicker, schwerer Mann war, dessen Anzüge dem schlanken Sebastian um die Glieder schlottern würden. Er schrieb nur ganz kurz, daß er seiner lieben Frau Schwester für ihre Anerbieten herzlich danke, aber doch

lieber bei dem bleiben wollte, das er sich einmal vorgenommen und zu dem ihn sein verstorbenen Herr Vater nun einmal bestimmt hätte.

Frau Emmeline schüttelte den Kopf, als sie dieses Schreiben erhielt und es langsam durchbuchstabiert hatte. Denn Schreiben und Lesen waren nicht ihre Stärke, und den Brief an ihren Bruder hatte sie von ihrem Kaplan verfassen lassen. Diese Antwort entzifferte sie nun allein und seufzte dazu.

„Der Bastel ist immer ein besonderes Kraut gewesen!“ sagte sie nachher zu ihrem Mann, der unbeweglich in seinem Lehnstuhl saß. „Immer für die Bücher und für die Gelehrsamkeit. Die heilige Jungfrau mag wissen, wo er es her hat. Der Herr Vater schoß doch lieber Wildsauen, als daß er ein Federrohr in die Hand nahm. Und der Herr Großvater ist im Krieg gefallen. Wo mag der Bastel sein gelehrtes Wesen herhaben?“

Aber da Herr Diedrich mürrisch entgegnete, daß er es nicht wisse, so wuschte Frau Emmeline ihrem Ältesten das schmutzige Gesicht, und zog dem Zweitältesten das Wäschen aus, weil er es im Kampf mit den Andernacher Straßengungen zerrissen hatte. Und schob ihren Bruder Sebastian so weit aus ihren Gedanken, wie es eben ging. Denn sie hatte ihn lieb, und er war ihr immer als etwas besonderes erschienen, schon deswegen, weil er ja einstmals ein Domherr werden sollte, der sich nicht um schmutzige Kinder und um die alltägliche Not des Lebens zu kümmern brauchte. Und jetzt, da er von seiner Besonderheit hinabsteigen sollte, kam es ihr vor, als liebte sie ihn noch mehr. Er aber wollte nicht umsorgt sein — also mußte sie wieder an andres denken.

Sie ahnte nicht, daß die französische Haubitzenkugel in Sebastians friedlichen Garten flog: dazumal geschah so viel in der Welt, daß kleine Ereignisse gleich wieder vergessen wurden. Sebastian vergaß sie natürlich nicht. Er sah ja jeden Tag das Loch in der Mauer und die weite Welt dahinten. Und obgleich er an die heilige Frau denken wollte, deren Leben er beschrieb, so stand er doch manchmal an der Mauer und dachte an die Franzleute, die Trier jetzt erobert hatten und die dort so übel hausten, daß die traurigsten Geschichten über die Berge und hierher flatterten. Sebastian konnte sich eigentlich kaum denken, daß die Soldaten des französischen Ludwigs so schlecht sein konnten. Ja, wenn es noch Keßer gewesen wären! Von der Art, wie sie jetzt sich dem Rhein näherten, und auf die das arme Land hoffte. Norddeutsche waren es: Braunschweiger und andere Völker, die sich lutherisch nannten und weder an Wunder glaubten noch an Heilige. Wenn Sebastian die Welt zu regieren gehabt hätte, dann würden alle Keßer verbrannt werden, und alle Christkatholische nahmen Friedenspalmen in die Hand und regierten die Lande mit Sanftmut und Güte. Aber Ludwig von Frankreich war anderer Ansicht. Seine Soldaten gingen in die Messe, beteten den Rosenkranz und nannten sich katholisch. Aber sie zerstörten die Städte der katholischen Rheinländer, entehrten die Frauen, töteten die Kinder und ließen die Männer unter Qualen sterben. Sie benahmen sich wie Teufel, und die Lutherischen aus dem Norden mußten kommen, sie zu vertreiben.

Wenn Sebastian bei diesem Gedanken angelangt war, rieb er sich den Kopf und suchte wieder an seine Arbeit zu denken. Gar liebrend war Genoveva und wie abscheulich der schreckliche Solo! Graf Siegfried benahm sich recht merkwürdig und glaubte gleich allen Verleumdungen. Aber dazumal, als diese Geschichte passierte, waren die Menschen wohl leichtgläubig und vermochten nicht immer Recht und Unrecht zu unterscheiden.

Heutzutage war es anders, die Wissenschaft ging ihren stolzen Weg, und wenn der Pfalzgraf heute gelebt hätte, würde ein böser Solo unmöglich sein!

So grübelte Sebastian und griff nach dem Ledergürtel, den er sich um den Leib gelegt hatte, damit er ihm das Hungern vertreibe. Aber obgleich er breit war und recht schwer, so ging es nicht mehr, ihn noch weiter zusammen zu ziehen. Einmal am Tag eine magere Suppe war nicht ganz genug für den zukünftigen Domherrn, und er hatte der Rättha schon einmal sanfte Vorstellungen gemacht, worauf sie ihm trotzig erwiderte, er sollte ihr nur Geld geben, damit sie Besseres einkaufen könne. Die Rättha hatte kein böses Gemüt und der junge hungrige Herr tat ihr manchmal von Herzen leid; aber ihr Vater, der Büttel und Gefängniswärter in einer Person war, wartete schon seit zwei Jahren auf die wenigen Gulden, die ihm die Stadt zu zahlen hatte und die sie ihm nicht gab. Wenn die Rättha nicht ein tüchtiges Mädchen gewesen wäre, die überall mit Arbeit einsprang, den Bürgerfrauen bei der Wäsche und beim Musflochen half, bei ihrem Vater wäre schon lange nichts mehr zu beißen und zu brechen gewesen. So aber schrabbelte sie hier und dort zusammen, und auch Sebastian Wiltberg erhielt am andern Tage, nachdem er sich beklagt hatte, ein Stück Fleisch in der Suppe und hinterher eine Forelle, die er mit einer Andacht aß, über die er sich selbst ein wenig schämte. Denn die heilige Genoveva, deren Leben er doch fein und erbaulich schreiben wollte, hatte in ihrer Höhle am Hochstein nur von Waldbeeren gelebt, und die Chronika meldete nicht, daß sie sich beklagte. So grübelte Sebastian, nachdem er im Magen ein sehr angenehmes Gefühl verspürte, nahm sich vor, nicht mehr soviel an des Leibes Notdurft zu denken und stellte sich wieder einmal in seinen Garten und sah durch das Loch in der Mauer in die weite Ferne. Aber dann schämte er sich und zog die Gestränken, die die Stadtmauer von außen bewachsen, so über das Loch, daß es von draußen nicht mehr zu sehen war.

Es war an einem lustigen Morgen im April. Die Vögel saßen auf der Stadtmauer und sangen fröhliche Lieder; in den Gärten sproßte der Salat, hin und wieder ein Beilschen, und Herr Sebastian schnitt sich eine neue Feder, um weiter an seinem Buch über Genoveva zu schreiben. In den letzten Tagen war er nicht zum Fleiß gekommen, weil wieder die Kriegsgerüchte die Stadt durchschwirrten, sodaß der Stadtschreiber die waffenfähigen Bürger zusammenrief und ihnen aufgab, für die Verteidigung der Stadt zu wirken. Da war denn auch Sebastian aufgerufen worden und hatte sich bereit erklärt, die Tore zu bewachen und alle totzuschießen, die sich unbefugterweise der Stadt nähern

wollten. Diese Versammlungen und Aufgebote hatten zwar keinen besonderen Wert, da das Städtchen sich niemals gegen den Feind halten konnte; aber sie beschäftigten die Männer und gaben ihnen eine kriegerische Stimmung. Jedenfalls empfand Sebastian, daß er sich danach sehnte, irgendeinen Feind zu stechen oder zu schießen und ärgerte sich gleich wieder. Denn er wollte doch ein Mann des Friedens sein und hatte auch in Köln drei Semester Theologie studiert, ehe der Krieg kam und ihn unsanft belehrte, daß einer, der fast schon Domherr ist, es nicht immer werden kann. Während Sebastian also mit seinen kriegerischen und seinen frommen Gedanken kämpfte, legte er einmal wieder die Feder hin und trat an das Loch in der Mauer. Denn er konnte gut durch die Gfeuranken sehen. Da lag die Welt im Sonnenglanz vor ihm: gerade, als gäbe es kein Elend auf der Welt und keine Franzosen, die in Trier wie die Heiden hausten. Es war, als schiene die Sonne auf das Erdreich, damit es Früchte hervorbrächte und nicht seinen dunklen Schoß öffnete für die Opfer des Krieges.

Sebastian nahm seinen Rosenkranz, den er immer am Gürtel trug, betete ein wenig und wollte sich wieder in sein Zimmer begeben, als er ein heftiges Weinen hörte. Das war Kättha, seine Aufwärterin, die den kleinen Hausflur scheuerte und der dabei die Tränen über die roten Wangen liefen. Sebastian blieb neben ihr stehen und sah sie erstaunt an.

Kättha war gerade kein schönes Weibsbild: großknochig, und schon aus dem ersten Lenz; aber sie war doch ein weibliches Wesen, und Sebastian hatte jedesmal ein unbehagliches Gefühl, wenn er Frauen weinen sah. Es war ihm dann immer, als müßte er für irgend etwas um Entschuldigung bitten. Natürlich zeigte er nicht sein weiches Herz, sondern machte ein Gesicht, das er sich angewöhnen wollte, wenn er erst Erzbischof von Köln, oder irgend ein anderer vornehmer Kirchenfürst wäre.

„Weshalb weinst du?“ fragte er, und Kättha wischte sich die Augen.

„Weil sie mir so arg leid tut!“ entgegnete sie. „So ein jung Ding und denn schon der ewigen Verdammnis verfallen!“

„Von wem redest du?“

Sebastian war neugierig wie alle Männer. Aber er nannte es natürlich Wißbegierde.

„Ich red von der Heze, die der Vater gestern abend eingebracht hat. In einem Steinbruch bei Kottenheim hat sie gefessen und ganz wunderbar geredet. Kein Mensch hat sie verstanden. Die von Kottenheim haben den Kaplan rufen wollen, aber Vater hats nit gelitten. Wenn sie eine Heze ist, muß sie in Mayen brennen. Aber sie tut mir leid!“ Und Kättha weinte wieder.

„Wir haben eine Heze in der Stadt?“ Sebastian warf den Kopf in den Nacken; seine großen schwarzen Augen blitzten und seine Nästern blähten sich. Wie ein edles Pferd, das die Kriegstrompete hört.

„Eine Heze, oder eine Kezerin, was wohl noch schlimmer ist!“ erwiderte die Gefragte, die Bürste in den Sand steckend und den weißen Boden noch

weißer reißend. „Sie schlägt kein Kreuz und betet nicht den Rosenkranz; aber Hexen tun das wohl auch nit?“

Sebastian antwortete nicht. Er griff nach seinem schwarzen Rock, den er der Schonfameit wegen im Zimmer nicht trug, zog ihn an, setzte seinen Hut auf und lief so eilig er konnte zu Herrn Michael Kohlbaum. Der war Stadtpfarrer von Mayen und ein guter älterer Mann, der gern die Glenden und Kranken tröstete, dabei aber auch ein Glas Wein nicht verachtete und ungern hungerte. Sebastian verachtete ihn ein wenig. Erstens deshalb, weil er von einfacher Herkunft war und dann auch, weil er in seinen Augen nicht eifrig genug war und manchmal die Augen schloß, wo er sie hätte weit offen lassen müssen. Und weil Sebastian plötzlich die Angst empfand, hier könnte der ehrwürdige Herr beide Augen schließen, da läutete er schon nach wenigen Minuten an der Tür des Pfarramtes und ließ sich von der Schaffnerin zum Pfarrer führen.

(Fortsetzung folgt)



Victor Blüthgen

Zu seinem siebenzigsten Geburtstage am 4. Januar 1914

Von Hanns Martin Elster in Berlin



an soll Jubiläen nicht dazu benutzen, das Werk des Gefeierten über Gebühr zu preisen und zu erheben. Denn man kann auch durch die herrlichsten Redewendungen nicht den Beherrscher eines kleinen Staates plötzlich zum König einer Großmacht machen. Alles, was Jubiläen vollbringen können und als ihre Aufgabe betrachten müssen, ist, ausgleichende Gerechtigkeit walten lassen, also die Gerechtigkeit, die das in der Vergangenheit vielleicht geschehene Unrecht wieder gut macht, die die Gegenwart in das richtige Verhältnis zum Schaffen des Jubiläumskindes rückt und für die Zukunft ein unboreingenommenes, klares Tatsachenurteil vorbereitet.

Victor Blüthgen ist im Niesenlande der Kunst gewiß nur der Fürst eines Kleinstaates. Er gehört in die Reihe der Heinrich Seidel, Wilhelm Busch, Johannes Trojan, Julius Lohmeyer, Julius Stinde. Aber wie deren Werk, obwohl aus dem Gedanken, der jeweiligen Gegenwart genug zu tun, entsprungen, auch ihre Zeit überdauert, wie deren Werk für das Volk Wert und Glanz hat und zum Teil noch behält, so auch manches aus dem umfangreichen Schaffen des heute Siebenzigjährigen, der als Dyrker eine Hervorhebung von Kunst wegen verdient.

Am Beginn seines Schaffens waren Ernst Scherenberg und Ludwig Salomon seine Lehrer und Meister. Sie vertraten das Ideal einer mehr zeitlosen Kunst,